

Sport

THUNER TAGBLATT BERNER OBERLÄNDER

www.thunertagblatt.ch | www.berneroberlaender.ch

17



Magazin

- Magisch: Mit Derek Hairon (Bild) auf Jersey übers Meer zu gehen, ist ein poetisches Erlebnis. **SEITE 23**
- Verheissungsvoll: Das Jahr 2017 bringt neue Bücher, neue Filme – und vielleicht neuen Käse. **SEITE 24+25**
- Ärgerlich: In Thun wurde über die Festtage ein Robidog-Container in die Luft gesprengt. **SEITE 27**

Nach vielen Rückschlägen jetzt «Feuer und Flamme»

Aniya Seki hat viel erlebt. Mit Boxen hat die Bernerin einst ihre Bulimie bekämpft. 2017 will sie nicht nur Weltmeisterin werden, sondern auch Parkinsonkranken helfen.

Die Geschichte Aniya Sekis ist aussergewöhnlich. Es ist die Geschichte einer Boxerin, die einst wegen ihrer Bulimie (Ess-Brech-Sucht) in die Schlagzeilen geraten ist, die heute sportlich für Furore sorgt – und neuerdings mit Parkinsonpatienten trainiert.

Zum Interview bringt sie ihren Hund Hachiko mit. Die Tiere der Rasse Akita Inu gelten als ausgesprochen treu. Aniya Seki ist bereit, zu erzählen, was sie seit Mitte 2013 erlebt hat. Damals liess sie einen Kampf in Worb kurzfristig platzen. Manchmal zweifelt sie an ihrem damaligen Entscheid; bei den Veranstaltern hat sie sich mittlerweile entschuldigt. Sie war sich damals nicht sicher, ob ihr Körper die Strapazen eines Kampfes über zehn Runden unbeschadet überstehen würde. Sie gab einem verantwortungsvollen Umgang mit der Gesundheit den Vorzug und trug die Konsequenzen ihres Handelns ganz allein.

Treuer Begleiter: Der aus Mexiko eingeführte Hund Hachiko bereitet Profiboxerin Aniya Seki viel Freude. *Urs Baumann*



Danach wusste sie nicht, wie es weitergehen sollte. Denn bei den Boxing Kings war Seki nicht mehr willkommen. Nur noch ganz wenige Menschen hielten zu ihr. Sie reiste nach Mexiko, um Abstand zu gewinnen und das Geschehene zu verarbeiten. Sie wollte dort trainieren, wo Ana Maria Torres, ihr boxerisches Vorbild, ausgebildet worden war. In Mittelamerika wohnte sie während ihres dreimonatigen Aufenthalts bei Trainingspartnerin Judith Rodriguez respektive bei deren 10-köpfiger Familie in den Bergen, in einer bescheidenen Unterkunft mit Plumpsklo. «Judiths Mutter hat mich aufgenommen wie eine Tochter», sagt Seki dankbar. Der Weg ins Trainingslokal in Mexiko-Stadt dauerte mit Bus und U-Bahn drei Stunden. Die in Japan geborene Bernerin brachte aus Mittel-

amerika Spanischkenntnisse, den Hund Hachiko und wertvolle Lebenserfahrung mit.

Aniya Seki hatte ihrer Freundin versprochen, sie in die Schweiz einzuladen. Judith Rodriguez sollte hier einen Kampf bestreiten können. Im Juni 2014 war es so weit, die ehemaligen Trainingspartnerinnen stiegen miteinander in den Ring. «Das war keine so gute Idee», gibt Seki rückblickend zu. «In Mexiko ist Judith für mich wie eine Schwester gewesen – und plötzlich schlägt sie wie wild auf mich ein.» Sie sei erschrocken, habe sich abgedreht, worauf der Kampf abgebrochen worden sei, erzählt die Bernerin und fügt, ohne zu beschönigen, an: «In diesem Moment hatte ich mein ganzes,

neu aufgebautes Selbstvertrauen schon wieder verloren.»

Aufgefangen wurde sie wie so oft von Bruno Arati, ihrem langjährigen Trainer und Förderer. Die 37-Jährige bezeichnet ihn als «wichtigste Person in meinem Leben». Nachdem sie sich mithilfe Aratis körperlich und moralisch wieder aufgebaut hatte, wollte sie beweisen, dass mit ihr im Ring noch zu rechnen sei. Seki erinnerte sich an ein Treffen mit Sven Ottke. Sie schrieb den ehemaligen Champion – der Deutsche war 2004 als ungeschlagener Weltmeister im Super-Mittelgewicht zurückgetreten – auf Facebook an und bat ihn, sie zu trainieren. Dieser antwortete kurz darauf, ihm fehle die Zeit, aber sein ehemaliger Coach Ulli

Wegner warte auf ihren Anruf. So kam es, dass das «Bärner Meitschi», wie sie sich selber bezeichnet, in Berlin mit den Athleten des berühmten Sauerland-Boxstalls trainierte.

Sie wurde gedrillt wie die Aushängeschilder Arthur Abraham und Jürgen Brähmer, die in Deutschland mit Titelkämpfen ein Millionenpublikum vor den Fernseher locken. Ein knappes Jahr lang pendelte sie per Zug zwischen den beiden Hauptstädten hin und her; in Berlin lebte sie mit Jack Culcay in einer Boxer-WG im siebten Stock eines in unmittelbarer Nähe des Olympiastadions gelegenen Hochhauses. «Wenn du bei Sauerland trainierst, geht alles von selber», erzählt Seki und nennt ein Bei-

spiel: Jahrelang habe sie sich vergeblich um einen Ausrüstervertrag bemüht, plötzlich sei die Zusage von Adidas gekommen. Trotz der positiven Erfahrungen entschied sich die Japan-Bernerin, das Experiment abzubrechen. Im Frauenboxen lässt sich kaum Geld verdienen; Sekis Mutter war deshalb für die Kosten der Berlin-Reisen aufgekommen.

Seit dem Debakel gegen Freundin Judith Rodriguez hat Seki sieben Kämpfe gewonnen – und mehrere Gürtel geholt. In diesem Jahr will sie im Bantamgewicht gegen WBC-Titelhalterin Catherine Phiri aus Sambia antreten; als offizielle Pflichtherausforderin hat sie das Recht dazu. «Es gibt andere Weltmeisterinnen, die für mich wohl zu stark

wären», sagt Seki mit Realitäts-sinn, «aber Phiri zu schlagen, ist ein realistisches Ziel.»

Doch Aniya Seki denkt auch ans Leben nach dem Dasein als Spitzensportlerin. Sie leitet das Schülerboxen im BC Bern und bietet im Rahmen der Klubschule Migros Kurse im Fitnessboxen an. Doch ihr wichtigstes Projekt ist das Training für Parkinsonpatienten (vgl. Zweittext). «Ich bin Feuer und Flamme.» Boxen habe ihr geholfen, mit der Bulimie umzugehen. «Ich hatte im Training mit Yves Studer und Bruno Arati unglaublich viel Spass.» Nun will sie selber Freude vermitteln und den Parkinsonkranken das Leben erleichtern. Der Kreis scheint sich zu schliessen.

Adrian Ruch

Muhammad Ali und der Widerspruch

Aniya Seki trainiert einen Parkinsonpatienten. Andreas Raabe, Chefarzt am Inselspital, ist von der speziellen Therapieform überzeugt und sagt, er unterstütze das Projekt uneingeschränkt.

Muhammad Ali war der berühmteste Parkinsonpatient der Welt. Die Bilder aus Atlanta, als der Superstar 1996 aufgrund seiner zitterigen Hände nur mühevoll das olympische Feuer entzünden konnte, gingen um die Welt. Und doch sollen ausgerechnet mit Boxen die Symptome der degenerativen Hirnerkrankung bekämpft werden können. Die Idee stammt aus den USA, wo unter dem Namen «Rock Steady» schon länger Boxtrainings für Parkinsongeschädigte angeboten werden. Aniya Seki gefiel die Vorstellung, mithilfe ihres Sports kranken Menschen zu helfen. Per E-Mail kontaktierte sie Andreas Raabe, am Inselspital Direktor und Chefarzt der Universitätsklinik für Neurochirurgie, und bat ihn

um medizinische Beratung. In einem Gespräch überzeugte Seki Raabe vom Konzept, worauf dieser ihr Unterstützung zusicherte. «Man kann zeigen, dass Sport teilweise die Medikamentenwirkung übertrifft, wenn man die Trainingseffekte und die Ausschüttung eigener Botenstoffe wie Dopamin und Serotonin misst», erläutert Raabe. Boxen sei besonders geeignet, «weil Parkinsonpatienten vor allem mit der Koordination, mit dem Gleichgewicht und mit schnellen Bewegungen Schwierigkeiten bekommen». Genau diese Sachen werden im Training geübt, und gleichzeitig wird die Rumpfstabilität verbessert. «Es kann gelingen», erklärt der Neurochirurg, «die Erkrankung in ihrer klini-

schen Ausprägung nach hinten zu schieben. Das heisst: Durch gezieltes Training wird der Fortlauf der Krankheit verlangsamt oder die Beschwerden werden sogar kompensiert. In dieser Hinsicht kann Boxen effektiver als Physiotherapie sein.» Im Optimalfall erreicht ein an Parkinson Erkrankter durch intensives Boxtraining fast wieder den Normalzustand. Das gilt laut Raabe für Patienten im Frühstadium. Es könnten aber auch jene Menschen profitieren, die aufgrund der fortgeschrittenen Erkrankung sturzgefährdet seien.

Noch kein Vertrag

Raabe würde es begrüssen, wenn Krankenkassen künftig bei Parkinsonpatienten die Auslagen für Boxkurse übernehmen würden. Das Boxtraining, bei dem die Teilnehmer selbstverständlich nicht aufeinander einschlagen, würde



Muhammad Ali litt nach seiner gloriosen Karriere an Parkinson. *Keystone*

sogar zu einer Kostensenkung beitragen, weil es anders als Physiotherapie in Gruppen durchgeführt wird. Ganz ersetzen wird das Boxen die Physiotherapie freilich nicht können, weil diese

auch viele Dehnungs- und Beweglichkeitsübungen beinhaltet. Derzeit arbeitet Aniya Seki im Anna-Seiler-Haus dreimal wöchentlich mit einem Parkinsonkranken. Die in Japan geborene

Bernerin strebt an, den Kundenkreis zu vergrössern. «Es gibt noch keine Kooperationsvereinbarung», sagt Andreas Raabe, «aber wir machen demnächst gemeinsam einen Werbe-Flyer. Wenn Frau Seki die ganze Sache aufgebaut hat, werden wir die Kurse unseren Patienten empfehlen. Ich unterstütze das Projekt uneingeschränkt.»

Zurück zu Muhammad Ali: Es ist nicht erwiesen, dass der dreimalige Schwergewichtsweltmeister wegen des Boxens an Parkinson erkrankte, aber Chefarzt Raabe sagt klipp und klar: «Ein Schädel-Hirn-Trauma, das durch das Boxen zustande kommen kann, ist für degenerative Hirnerkrankungen wie Parkinson und Demenz ein Risikofaktor. Den Widerspruch, dass Boxen einerseits Ursache sein, andererseits bei Parkinson auch Nutzen stiften kann, finde ich spannend.» *ar*